

Franziska Loretan-Saladin

**«Helfen Sie mir.
Der liebe Gott»**

Lk 13,1–9 und die Kampagne
von Fastenopfer / Brot für alle /
Partner sein 2004

Manuela Liechti-Genge

«Oculi»

Ps 25,15–17

R.-katholische Radiopredigt «Helfen Sie mir. Der liebe Gott» Franziska Loretan-Saladin, Theologin Obergütschstrasse 8, 6003 Luzern	3
Evangelische Radiopredigt «Oculi» Manuela Liechti-Genge, Theologin Oberdorfstrasse 6, 3053 Münchenbuchsee	8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
 und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
 Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
 und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
 Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
 Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
 Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
 übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
 Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

«Helfen Sie mir. Der liebe Gott»

Lk 13,1–9 und die Kampagne von Fastenopfer / Brot für alle / Partner sein 2004

Auf meinem gewohnten Weg zum Einkaufen komme ich an Plakatwänden vorbei. Manchmal spricht mich ein schönes Bild an, eine Landschaft, ein Gesicht. Selten nehme ich die Botschaft, die dazu gehört, bewusst wahr. In diesen Tagen ist mir eines der Plakate ins Auge gesprungen. Auf leerem, weissem Hintergrund steht da kurz und knapp: *«Helfen Sie mir. Der liebe Gott.»*

«Helfen Sie mir!» So oder ähnlich spricht mich auch der junge Mann an, der mich um Geld bittet für die Notschlafstelle oder um etwas zu essen. «Helfen Sie mir!» Mit diesem Ausdruck blicken mich die Augen des Strassenmusikanten aus dem Osten an, der mit ein paar Griffen auf dem Akkordeon und einem umgedrehten Hut in der Kälte beim Bahnhofsingang meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen will.

Und nun steht als «Absender» des Hilferufes auf dem Plakat «Der liebe Gott.» Schon allein diese Bezeichnung löst wahrscheinlich bei Ihnen verschiedene Gedanken und Gefühle aus. Wir sprechen nicht so leicht vom lieben Gott und schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Ja, wir sind nicht mehr auf DU mit ihm. Daher auch der Aufruf: «Helfen Sie mir». Gott ist uns etwas fremd geworden.

Welches Bild haben wir überhaupt von Gott. «Der liebe Gott» ist vielleicht gar kein ER, sondern eine SIE. Und ist Gott denn so lieb? «Der liebe Gott» – das ist für viele eine unbestimmte höhere Macht geworden oder so etwas wie das Schicksal, das sich nicht weiter ergründen lässt.

Und ein Gott, der um Hilfe bittet – welche Vorstellung steht denn da dahinter? frage ich mich.

Auf dem Plakat hat es ausserdem zwei Logos und zwei Postcheckkonto-Nummern. Die Hilfswerke «Brot für alle» und «Fastenopfer» rufen mit diesem Plakat zum Spenden auf. Mit meiner Spende, so überlege ich weiter, soll ich also dem lieben Gott helfen. Der Spruch ist einer unter anderen in der diesjährigen Kampagne von «Fastenopfer», «Brot für alle» und «Partner sein», den drei kirchlichen Hilfswerken.

Im Grunde stellt der Hilferuf Gottes eine mögliche Reaktion auf die Nachrichten von Katastrophen und Elend in der Welt auf den Kopf: Gerne rufen wir Gott zur Verantwortung, wenn Menschen bei einem Erdbeben sterben müssen – wie kürzlich in Marokko oder im Iran. Warum hilft da Gott nicht? 25 000 Menschen sterben täglich an Hunger. Etwa sechs Millionen Kinder unter fünf Jahren sterben jährlich an Hunger, Durchfall und Malaria. Wo bleibt da der «liebe Gott»? Haben denn diese Menschen nicht auch ein Recht zu leben? Warum können diese Kinder nicht gross werden, in die Schule gehen, lachen und spielen? Warum hilft Gott nicht? Es kann doch nicht sein, dass sie für die Fehler ihrer Regierungen und der Weltwirtschaftsordnung büssen müssen!

Mit ähnlichen Schreckensnachrichten waren die Menschen zu jeder Zeit, auch zur Zeit Jesu konfrontiert.

Im 13. Kapitel des Lukasevangeliums lesen wir:

Als Jesus die Schreckensnachricht erfuhr, dass Pilatus einige Galiläer hatte ermorden lassen, die gerade im Tempel Tieropfer darbrachten, so dass sich Menschenblut mit Tierblut vermischte, sagte er: «Ihr müsst nicht meinen, dass die ermordeten Galiläer grössere Sünder oder schlechtere Menschen waren als alle anderen! Ich sage euch: Wenn ihr nicht radikal umdenkt, werdet ihr alle genauso umkommen. Und denkt auch an die achtzehn Menschen, die neulich beim Einsturz eines Turmes von Siloah ums Leben kamen. Ihr müsst nicht meinen, dass sie grössere Schuld auf sich geladen haben als alle andern

Einwohner Jerusalems. Ich sage euch: Wenn ihr nicht radikal umdenkt, werdet ihr alle genauso umkommen. (Lk 13, 1–5 ¹)

Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht, wenn Sie solche Worte hören.

Spontan erschreckt mich, was Jesus hier sagt, ja es ärgert mich sogar ziemlich. Droht er hier den frommen Menschen, die ihm ihre Überlegungen anvertrauen? Nimmt er sie denn überhaupt ernst? «Ihr müsst nicht meinen... Ich sage euch: Wenn ihr nicht radikal umdenkt, werdet ihr alle genauso umkommen.»

Und doch: Vielleicht bringt genau diese auf den ersten Blick sehr harte Aussage Jesu das Problem auf den Punkt.

Schreckensnachrichten von Erdbeben, Lawinen und Überschwemmungen, Bilder von hungernden Kindern können bei uns Betroffenheit auslösen. Wir fragen, warum es denn soweit kommen muss, ja vielleicht auch, was Gott sich dabei denkt. Aber was hilft das denen, die keine gesicherte Lebensgrundlage, keine Zukunft haben? Was hilft es, wenn uns das Schicksal dieser Menschen traurig macht?

Jesus lenkt den Blick seiner Zuhörerinnen und Zuhörer von der Beschäftigung mit dem Schicksal der anderen auf sie selber zurück. Er zeigt ihnen – und damit auch uns – worauf es ankommt:

Die Menschen von damals können die Welt und das eigene Leben auch anders betrachten, nicht als sorgenvolle Zuschauende, sondern als besorgte Mitarbeitende. Solange sie kummervoll auf die Probleme der Welt schauen, bleiben sie gefangen in einem Kummer, der lähmt, und nicht zu neuer Erkenntnis führt. Es soll sie nicht beschäftigen, wie gross die Schuld anderer ist, sondern ob sie selber mit ihrem eigenen Leben, mit Gott im Reinen sind. Dies bedeutet radikal umdenken, umkehren und damit auch anders handeln.

¹ Nach der Übersetzung von Klaus Berger und Christiane Nord.

Wenn ich so darüber nachdenke, legt sich mein Ärger über die Antwort Jesu allmählich. Er nimmt die Fragen seiner Zuhörenden ja sehr ernst. Er führt sie sogar zu sich selbst zurück, wo sie Gefahr laufen, sich in unnützen Spekulationen zu verlieren. Er hilft ihnen aus der lähmenden und damit Leben behindernden Ohnmacht heraus. Er philosophiert nicht mit ihnen über Schuld oder Unschuld anderer, sondern spricht die Menschen, die ihm zuhören, direkt an: «Um euch geht es, um euer Leben, dafür tragt ihr die Verantwortung.»

«Helfen Sie mir. Der liebe Gott.»

Der Plakatspruch löst ein ähnliches Umdenken aus. Nicht Gott wird um Hilfe gebeten, um dem Elend in der Welt zu begegnen. Nein, Gott braucht meine Hilfe. Gott lässt sich nicht einfach die Verantwortung zuschieben für Glück und Unglück in der Welt. Der Hilferuf Gottes, wie ihn die Hilfswerke in ihren Plakaten formulieren, ist ein Hinweis auf die Verantwortung, die wir alle für das Gesicht dieser Welt tragen.

Die Plakate der Hilfswerke gehören zur Kampagne mit dem Titel «Wir glauben. An sichere Lebensgrundlagen für alle.» Dieser Titel will – wie die Plakate – provozieren und zum Nachdenken anregen. Auf das «wir glauben» folgen keine theologischen Glaubensinhalte, sondern eine handfeste Realität: «an sichere Lebensgrundlagen für alle». Damit ist gemeint: das Recht aller Menschen auf Nahrung, auf den Zugang zu Bildung, Gesundheitsdiensten und Information sowie auf die Möglichkeit, die eigene Lebensgrundlage selbständig zu erwirtschaften. Wenn alle Menschen die nötigen Grundlagen zu ihrem Leben hätten, würde das die Welt gleichzeitig sicherer machen, in den Ländern des Südens *und* hier bei uns.

Es ist kein Missbrauch der Aussage «Wir glauben», wenn danach die Sicherung der Lebensgrundlagen erwähnt wird. Dieser Glaube trifft sich mit dem Glauben an die Botschaft Jesu

vom Reich Gottes und seiner Einladung, das Brot dieser Erde mit allen Menschen zu teilen.

Sichere Lebensgrundlagen für alle – das setzt ein Umdenken und die Umkehr voraus, von der wir soeben gehört haben.

Doch ist es dafür nicht schon längst zu spät?

Lässt sich die Ungerechtigkeit in unserer Welt noch überwinden?

Noch einmal möchte ich Jesus zu Worte kommen lassen. Gleich im Anschluss an den deutlichen Aufruf zur Umkehr, den wir gehört haben, erzählt Jesus nämlich folgendes Gleichnis:

Da hatte jemand in seinem Weinberg einen Feigenbaum gepflanzt. Doch immer, wenn es Zeit für die Feigenernte war, fand er keine einzige reife Frucht an dem Baum. Da sagte er zum Weingärtner: <Das geht nun schon drei Jahre so. Immer, wenn ich komme, um zu ernten, finde ich nichts. Hau den Baum um! Er saugt nur unnütz den Boden aus.> Der Weingärtner wandte ein: <Herr, lass ihn noch dieses eine Jahr stehen! Ich will den Boden ringsherum aufgraben und Mist darauf tun. Vielleicht trägt der Baum dann im nächsten Jahr Früchte. Wenn es aber dann wieder nicht klappt, hau ich ihn um.> (Lk 13, 6–9²)

Der Besitzer des Weinberges wird ungeduldig. Was nützt ihm ein Feigenbaum, der nur den Boden aussaugt und keine Früchte bringt. Doch der Gärtner will dem Baum noch einmal eine Chance geben. Mindestens noch dieses eine Jahr. Er will sich auch besonders bemühen um den Feigenbaum. Er will den Boden aufgraben und mit Mist düngen.

Ob der Baum wohl im nächsten Jahr Früchte tragen wird?

² Nach der Übersetzung von Klaus Berger und Christiane Nord.

«Oculi»

Ps 25,15–17

Es ist für mich noch immer eine neue Erfahrung, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, in einem Radiostudio eine Predigt zu lesen. Ich spreche zwar zu Ihnen, aber sehen kann ich Sie nicht.

Was ich vor mir sehe, ist vielmehr ein Mikrofon, ist die fahle Fläche eines Pultes, sind über die gläserne Trennscheibe hinweg der Verantwortliche und der Tontechniker dieser Sendung. Meinen Augen am nächsten aber ist das Blatt mit dem Text dieser Predigt, ausgespuckt vom Drucker meines Computers, Schrifttyp Tahoma, Schriftgrösse 12.

Und Sie, worauf ist Ihr Blick in diesem Moment gerichtet? Sitzen Sie in Ihrer Wohnstube und lassen den Blick über die behagliche Einrichtung schweifen? Oder liegen Sie im Bett, vielleicht gar in einem Spital und Ihre Augen haben sich immer noch nicht so recht an diese fremde Umgebung gewöhnt? Oder sitzen Sie hinter dem Steuer und müssen Acht geben auf die Strasse und die Verkehrszeichen? Oder nutzen Sie diese Minuten des Zuhörens, um noch schnell etwas zu erledigen, und haben Sie vielleicht ein dampfendes Bügeleisen vor Augen und einen Stapel frisch gewaschener Wäsche?

Möglicherweise ist Ihr Augenlicht auch getrübt oder Sie haben die Augen geschlossen und sind in das Betrachten innerer Bilder vertieft.

Ob direkt oder indirekt – unzählige Bilder ziehen im Laufe eines Tages und im Laufe eines Lebens an unseren Augen vorbei. Und es ist nicht gleichgültig, worauf wir dabei unser Augenmerk richten. Denn mit den Augen nehmen wir Kontakt auf zur Wirklichkeit. Und Wirklichkeit – so sagt es das Wort – ist das, was wirkt.

Was von aussen durch unsere Augen eindringt, lässt uns nicht kalt, sondern es prägt und formt uns mit und hat Einfluss auf unser Denken und Fühlen.

Es gibt Bilder, die lassen die Seele aufatmen, die stärken uns und schenken Weite. Und es gibt Bilder, die scheuchen die Seele auf, die beunruhigen und machen Angst. Und die Eingangstore zu diesen Bildern, das sind unsere Augen.

Heute feiern wir den dritten Sonntag der 40-tägigen Fastenzeit vor Ostern.

Dieser Sonntag trägt den Namen «Oculi»: «Oculi» ist das lateinische Wort für «Augen». Seinen Namen hat der heutige Sonntag vom 15. Vers des Psalms 25.

Dieser Vers beginnt in seiner lateinischen Übersetzung mit eben diesem Wort: «Oculi».

Auf Deutsch übersetzt lautet der Vers:

*«Meine Augen sehen stets auf Gott,
denn er wird meine Füße aus dem Netze befreien.»*

Und weiter heisst es:

*«Wende dich zu mir und sei mir gnädig,
denn ich bin einsam und elend.
Erlöse mich von den Ängsten meines Herzens.
Führe mich hinaus aus meinen Nöten,
und nimm meinen Jammer hinweg und mein Elend.»*

Da befindet sich ein Mensch in einer Notlage. Seine Füße sind in ein Netz geraten.

Genauer: in ein Fangnetz. Denn das hebräische Wort im Urtext dieses Verses ist ein Fachausdruck aus der Jagdsprache. Da ist also einer einem Jäger in die Falle geraten. Die Situation scheint ausweglos, und es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis der

Jäger auftaucht, um seine Beute zu holen. Lähmung macht sich breit, buchstäblich, denn je verzweifelter dieser Mensch versucht, sich los zu reissen, desto enger ziehen sich die Schlingen – bis ihm die Fesseln schliesslich gar keine Bewegung mehr erlauben.

Die einzige Bewegung, die jetzt noch möglich ist, ist die seiner Augen.

Das ist sehr wenig. Aber das ist nicht Nichts.

Mit seinen Augen kann der Gefangene nun Verschiedenes tun: Er kann – was wohl das Naheliegendste ist – seinen Blick voller Angst auf das Netz und die Schlingen richten. Dabei mag er vielleicht feststellen, wie stark diese Seile sind und wie meisterhaft geknotet die Schlingen. Die Erkenntnis, dass hier offenbar ein Jäger sein Handwerk versteht, kann ihn schauern lassen.

Und ob all des Hinstarrens und angstvollen Fixierens können die Seile dicker und dicker werden, die Schlingen mehr und mehr und die Knoten grösser und grösser.

Die Bedrohung kann dabei so übermächtig werden, dass am Ende nicht nur sein Körper, sondern auch alle seine Gedanken und Gefühle unausweichlich gefangen sind in diesem Netz.

Der Gefangene kann mit seinen Augen aber auch noch etwas Anderes tun.

Anstatt wie gebannt auf das Netz zu starren, kann er auch beschliessen, über das Netz hinweg zu sehen. Er kann sich vornehmen, es einfach nicht so wichtig zu nehmen. Er mag sich dabei sagen, viel lieber betrachte ich die Steine auf dem Boden und die Gräser daneben, das ist doch ein weit erfreulicherer Anblick. Und er mag sich beim Betrachten des Grases und der Steine allerlei kluge Gedanken machen, z.B. über die Herkunft dieser Steine oder das Wachstum dieser Gräser.

Mag sein, dass es ihm so gelingt, sich ein wenig abzulenken. Das ist ja nicht einfach falsch. Das hat zuweilen durchaus seine Berechtigung. Nur, wenn es dabei bleibt, kann es schwierig wer-

den. Denn «aus den Augen» kann zwar schon auch bedeuten «aus dem Sinn», aber es bedeutet damit noch immer nicht «aus der Welt».

Im Gegenteil. Keine Situation verändert sich durch Wegschauen. Oder wenn, dann meistens nur zum Schlechteren. Der Mann mag darum über das Netz hinweg sehen, sooft er will. Zum Verschwinden bringt er es damit nicht.

Es gibt nun noch eine dritte Möglichkeit für die Augen des Gefangenen.

Es ist die Möglichkeit, die der Psalmeter gewählt hat, wenn es heisst:

«Meine Augen sehen stets auf Gott.»

Meine Augen sehen stets auf Gott.

Dieser Mensch lässt seine Augen nicht täuschen vom Schein der Dinge. Er nimmt diese Dinge zwar durchaus ernst, wie die nachfolgenden flehentlichen Bitten des Psalmes zeigen, und er ist sich der Gefahr bewusst. Aber trotz dieser Gefahr und gerade in dieser Gefahr erlaubt er seinen Augen auch noch eine andere Perspektive. Eine Perspektive, die hinter das Vordergründige schaut.

Seine Augen sehen auf Gott.

Und zwar tun sie das – dies wird hier ausdrücklich betont - nicht nur für einen kurzen Augenblick. Es heisst nämlich: Meine Augen sehen *stets* auf Gott. «Thamid», so heisst es auch im hebräischen Urtext, was so viel bedeutet wie «beständig», «immerwährend», «ohne Unterlass» - *so* schauen die Augen des Beters auf Gott. Es geht also nicht darum, nur schnell einen Blick zu werfen, so quasi versuchsweise. Wer Gott erzappen will, dem switcht er weg. Doch einem Schauen, das ausharrt, wird Gott sich zeigen. Das scheint auch der Gefangene zu wissen.

Und während er unablässig seine Augen auf Gott richtet, vollzieht sich eine Wandlung. Seine Wahrnehmung wird geschärft für eine bis anhin verborgen gebliebene Dimension. Mit diesem geschärften Blick vermag er durch das Fangnetz und durch die Schlingen hindurch zu sehen auf das, was jenseits der Bedrohung liegt. Und was er hier erkennt, ist nicht das Bild des Jägers, welcher triumphierend seine Beute schlägt, sondern es ist das Bild seiner wunderbaren Befreiung:

Die Seile lockern sich und reißen, die Knoten werden aufgelöst, die Schlingen fallen ab. Er atmet wieder frei, und seine Füße werden aus dem Netz gezogen.

*«Meine Augen sehen stets auf Gott,
denn er wird meine Füße aus dem Netze befreien.»*

Der Jäger mag sich noch so geschickt anstellen. Diese Beute wird ihm entkommen.

Nicht Tod und Zerstörung sind dem Gefangenen bestimmt, sondern Befreiung und Leben.

Der Sonntag, den wir heute feiern, heisst «Oculi»: «Augen». Es ist der dritte Sonntag der Fastenzeit vor Ostern. Auch die Fastenzeit ist für viele Menschen eine Zeit der besonderen Ausrichtung, der Ausrichtung auf Gott.

Ich weiss nun nicht, was Sie jetzt gerade vor Augen haben. Aber das wünsche ich Ihnen: dass in Allem und hinter Allem, was sich Ihren Augen bietet, Sie etwas wahrzunehmen vermögen von der Befreiung und vom Leben, das auch Ihnen zugedacht ist. Denn am Ende der Passionszeit wartet Ostern.

Amen.